

Erinnerungen eines alten Mechanikers [Fortsetzung]

Autor(en): **Riggenbach, Niklaus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 41

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648277>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erinnerungen eines alten Mechanikers

SELBSTBIOGRAPHIE VON NIKLAUS RIGGENBACH

erschienen im Verlag Gute Schriften, Basel

3. Fortsetzung

Freilich verstehe ich unter Armut nicht jenen Zustand, in welchem dem Menschen das tägliche Brot fehle. Aber die Abstufungen vom Minderbegüterten bis zum Reichen seien naturgemäss. Wie es in der Natur neben schönen Blumen auch Dornen und Disteln gebe, so sei auch im sozialen Leben alles naturgesetzlich geordnet; jedem sei sein bestimmter Platz angewiesen, den er auszufüllen habe. Ich schloss mit der Vorstellung an die Menge: „Ich bin ein Schweizer und würde als solcher zuerst eintreten, wenn es gälte, gegen wirkliche Unterdrückung zu kämpfen, aber dies ist jetzt nicht der Fall. Sie sind zum Teil von auswärtigen Elementen irregeleitet worden, und es wäre besser, Sie kehrten um, bevor es zu spät ist.“ Meine Rede wurde nicht missfällig aufgenommen, ja man hörte sie ohne jede Unterbrechung an. Die Aufregung hatte jedoch schon einen solchen Grad erreicht und die Bewegung im ganzen Lande eine solche Ausdehnung angenommen, dass beruhigende Vorstellungen keinen Eindruck mehr zu machen vermochten.

Ich sollte Gelegenheit haben, dies in meinem eigenen Hause zu erfahren. Für meine kleine Oekonomie hatte ich einen Knecht, einen braven, liebenswürdigen, jungen Menschen aus der Umgebung von Karlsruhe. Wie ich nun eines Abends heimkomme, steht der Kerl ganz verändert unter der Tür, eine Feder auf dem Hut. „Was Teufels“, rief ich ihm zu, „willst du auch Komödie spielen?“ — „O nein“, lautete die Antwort, „jetzt gilt's Ernst, jetzt ist Freiheit und Gleichheit, ich bin so viel wie Sie.“ Ich besann mich nicht lange, sondern forderte ihn auf, mir zu folgen, ich wollte ihm seinen Lohn auszahlen. Als er hatte, was ihm gehörte, erklärte ich ihm im höchsten Ernste, dass er sich zeitlebens nie mehr innerhalb meines Gartenzauns sehen lassen dürfe.

Auch die Arbeiter in unserem Unternehmen wurden unruhig und verlangten sogar meine Entlassung als Geschäftsführer, da ich ihnen für die damalige Zeit als zu streng erschien. Der Chef der Firma, Herr Kessler, stellte ihnen vor, dass bei einem so grossen Personal eben Ordnung herrschen müsse und fragte, ob man mir irgendeine ungerichte Handlung vorzuwerfen habe. Dies wurde zwar verneint, trotzdem aber an der Forderung meiner Entlassung festgehalten. Herr Kessler gab mir hievon nur ungern Kunde, allein als die Arbeiter nach Verlauf einiger Tage darauf beharrten, war ich bereit, meine Stellung aufzugeben und in die Schweiz abzureisen. Da kam mir plötzlich der Gedanke, Herrn Kessler zu veranlassen, die Arbeiter zu fragen, ob sie ihm jemand als meinen Nachfolger vorschlagen könnten. Da die Arbeiter niemanden wussten, so erklärte Herr Kessler, dass er mich nun eben behalten müsse, und man einigte sich wirklich dahin, dass der Chef versprechen musste, mir ernstlich zuzureden, etwas „toleranter“ mit dem Personal umzugehen.

Uebrigens wurden die allgemeinen Zustände immer trostloser. Im März 1849 gingen die Freischärler an, ihr Wesen in der Residenz selbst zu treiben. Unter ihnen befanden sich verschiedene junge Leute aus dem Dorfe, in welchem einer der tüchtigsten Maschinenschlosser unserer

Fabrik, namens Abele, zu Hause war. Die Burschen nahmen ihn mit sich in ihre Gesellschaft, wo viel politisiert und nicht weniger getrunken wurde. Davon wurde dem guten und wackern Abele der Kopf ganz wirr, so dass er eines Abends in halb betrunkenem Zustande zu mir in die Fabrik kam und ausbezahlt zu werden verlangte, da er mit seinen Kameraden fürs Vaterland und die Freiheit in Kampf und Tod zu ziehen gedenke. Ich gab mir alle Mühe, Abele zu beruhigen und zeigte ihm, wie man in Baden eher zu viel, als zu wenig Freiheiten habe, und dass es das gesegnetste Land in Europa sei, auch legte ich ihm das Wohl seiner Frau und Kinder ans Herz. Es half jedoch alles nichts, er wollte seinen Lohn, um in den Kampf zu ziehen, da er seinen Kameraden seine Mitwirkung versprochen habe. Der arme Abele dauerte mich, und ich liess ihn über Nacht in einen Keller sperren, indem ich ihm die Versicherung gab, dass ich ihn den andern Morgen selbst holen werde, und wenn er dann noch Lust habe fortzugehen, so würde ich ihm nichts mehr in den Weg legen, sondern ihn in Gottes Namen laufen lassen. Natürlich schimpfte und schrie Abele ganz entsetzlich und schwur mir ewige Rache. Am andern Morgen holte ich ihn in seinem Keller ab, hoffend, er habe mit dem alkoholischen auch den politischen Rausch verschlafen. Er war aber noch derselben Ansicht, ja sein Heroismus schien über Nacht noch gewachsen zu sein. Und so liess ich ihn denn laufen.

Wir waren überhaupt bald genötigt, das Geschäft gänzlich zu schliessen; denn am 13. Mai entstand in Karlsruhe jene Militärmeuterei, infolge welcher der Grossherzog fliehen musste, und alles drunter und drüber ging. Ich war froh, als einer meiner Brüder kam und in aller Eile meine Frau und das kleine Kind samt den Wertsachen nach Basel abholte; denn nun konnte ich der Entwicklung der Dinge ruhiger zusehen. Freilich sollte meine Kaltblütigkeit auf eine ziemlich harte Probe gestellt werden. Mein Chef, Herr Kessler, hatte einen Angehörigen, der Major und beim Militär wegen seiner Strenge sehr verhasst war. Es kam so weit, dass er sich vor den Soldaten flüchten musste. In Zivilkleidung kam er zu Herrn Kessler in die Maschinenfabrik. Dieser sah voraus, dass die wütenden Verfolger den Major bald bei ihm suchen würden, und bat mich deshalb, den Verfolgten über Nacht in mein Haus aufzunehmen; bei dem „freien Schweizer“ werde man ihn am wenigsten vermuten. Herrn Kessler zulieb sagte ich ja. Allein, wie erstaunte ich, als nach Einbruch der Finsternis der Major nicht allein, sondern in Begleitung von acht andern ebenfalls von den Soldaten verfolgten Offizieren sich bei mir einstellte. Fortschicken konnte ich die Herren nicht. Wir stellten also an den verschiedenen Enden des Gartens, in dessen Mitte meine kleine Villa stand, Wachen aus. Waffen waren genug vorhanden, und so erwarteten wir die kommenden Dinge, aufs Aeusserste gefasst. Es blieb aber alles still. Mehrere Male übte ich in dieser Weise Gastfreundschaft; doch waren es ungemütliche Nächte. Ich durfte mir nicht verhehlen, dass ich, wenn die Soldaten den Zufluchtsort der verhassten Offiziere entdeckten, mit diesen würde niedergemacht werden. Glücklicherweise ging der Spektakel

verhältnismässig rasch dem Ende zu. Der Grossherzog hatte die Hilfe der Preussen angerufen, und diese rückten schon Ende Juli als Sieger in Karlsruhe ein, unter der Anführung des gefürchteten Prinzen, des späteren ruhmreichen deutschen Kaisers Wilhelm I. Diesen lernte ich damals persönlich kennen. Ich musste ihm nämlich die Leistungen der Feuerwehr unserer Fabrik vorführen, die mit der städtischen die erste war, die nach militärischen Prinzipien arbeitete. Ich hatte die Ehre, mich längere Zeit mit dem Prinzen zu unterhalten und gewann Hochachtung vor dem leutseligen, einsichtigen Manne.

Nachdem im Spätjahre 1849 die Stürme der Revolution vorüber waren, holte ich Frau und Kind aus der Schweiz zurück. Der Grosspapa Ratsherr wollte uns nicht wieder nach Baden ziehen lassen, ohne dass wir wenigstens einige Tage mit ihm in Langenbruck zugebracht hätten. Von den Höhen von Langenbruck, dieses reizenden Kur- und Erholungsortes im Kanton Baselland, in die Schweiz hineinblickend, kam mich plötzlich die Lust zu einer kleinen Schweizerreise an, und da meine Frau ohnedies die inneren Kantone noch nicht kannte, mietete ich Pferd und Chaise für uns beide und fuhr als eigener Kutscher seelenvergnügt einige Tage in der Schweiz umher. So kamen wir auch nach Burgdorf. Bei der Ausfahrt aus der Stadt begegneten wir einem grossen Trupp internierter badischer Aufständischer, und zu ihrem grössten Schrecken hörte meine Frau auf einmal meinen Namen rufen. Da sie Ungelegenheiten fürchtete, beschwor sie mich, doch so schnell wie möglich davonzufahren. Ich sah mich indessen um und erkannte in dem Rufenden den Revolutionshelden Abele, der sich mir mit wenig kriegerischer Miene und in einem ganz abgerissenen und verwahrlosten Zustand näherte und mich unter lebhaften Versicherungen, wie es ihn schon hundertmal gereut habe, meinen Rat nicht befolgt zu haben, kläglich bat, ihm doch um Gotteswillen zu helfen und seinen Wiedereintritt in die Fabrik zu ermöglichen. Ich gab ihm einige empfehlende Worte auf einem Notizbrette an den damaligen Polizeidirektor von Basel, Dr. Gottlieb Bischoff, der mein guter Freund war, mit, und so schlüpfte Abele durch, über die Grenze, und langte glücklich zu Hause an. Er war für immer von seiner Sucht, das Vaterland zu befreien, gerettet. Er begnügte sich damit, als wackerer Hausvater für Weib und Kind zu sorgen, und wurde später ein angesehener Arbeiter der Maschinenfabrik Esslingen.

4. Die Anfänge bei der Zentralbahn.

Nicht lange nach der badischen Revolution wurde mein Chef, Herr Kessler, nach Esslingen berufen, um dort an die Spitze einer grossen Maschinenfabrik zu treten, die mit den Württembergischen Staatsbahnen in Verbindung stand. Bei dieser Gelegenheit handelte es sich darum, die geschäftlichen Verhältnisse der Maschinenfabrik Karlsruhe aufs neue zu ordnen und auf eine neue Basis zu stellen. Die früher erwähnten Herren Gebrüder Geigy von Basel machten mir den Vorschlag, dass ich als technischer Leiter einer Kommanditgesellschaft, zu welcher sie die Hauptsache beitrugen würden, die Maschinenfabrik weiterführen solle. Da jedoch die Geschäfte in Karlsruhe damals nicht besonders gut gingen, und ich namentlich meinem so überaus wohlwollenden bisherigen Chef Kessler nicht Konkurrenz machen wollte, so verzichtete ich auf jenes so freundliche Anerbieten, obwohl ich mir sagen musste, dass mir hier die Gelegenheit nahegetreten sei, unter Umständen in kurzer Zeit ein reicher Mann zu werden.

Uebrigens sollte meine Karlsruher Zeit bald ihrem Ende entgegengehen. Nachdem ich das Geschäft noch eine Zeitlang nach Kesslers Austritt als technischer Direktor geleitet hatte, wurde ich am 17. Februar 1853 vom Direktorium der neugegründeten Schweizerischen Zentralbahn-Gesellschaft als Chef der Maschinenwerkstätte der neuen Bahn berufen.

Diese Stellung, die mich wieder in die Nähe meiner Familienangehörigen bringen sollte, trat ich Mitte Juni an.

So gern ich nach Basel übersiedelte, so schwer wurde mir der Abschied von Karlsruhe, wo ich so glückliche Jahre verlebt und unendlich viel Freundschaft genossen hatte. Auch die Arbeiter wollten nichts mehr davon wissen, dass ich zu streng sei. Sie veranstalteten eine Abschiedsfeier und gaben mir die wohlthuendsten Beweise ihrer Anhänglichkeit. Viel Verdruss bereitete mir in den letzten Wochen meines Karlsruher Aufenthaltes der Umstand, dass ich für mein Haus und mein ziemlich ausgedehntes, mehrere Ju charten umfassendes Grundstück keinen Käufer, ja nicht einmal einen mir zusagenden Mieter fand. Ich musste das Haus, um es nur nicht ganz leerstehen zu lassen, an einen Hofschauspieler vermieten, von dessen Haushalt ich mir für das in schönster Ordnung befindliche Heimwesen nicht gerade die grösste Schonung versprach. Meiner Frau vollends war der Gedanke, dass in den lieb gewordenen Räumen künftighin ein so leichtlebiger Volk hausen werde, ein eigentlicher Greuel.

Und so begab ich mich vor meiner Abreise zu einem mir nahe befreundeten Mitgliede des Karlsruher Stadtrates und ermächtigte ihn für den Fall, dass die Liegenschaft zu einem für das öffentliche Wohl förderlichen Zwecke verwendet werden könne, einen auch nach damaligen Verhältnissen (geschweige denn nach heutigen!) niedrigen Preis anzugeben; wenn ich mich dadurch den Karlsruhern für all ihre Freundschaft erkenntlich zeigen könne, so werde es mir Freude machen. Ich war noch gar nicht lange in Basel, als ich die Nachricht erhielt, dass der Pariser Christoffle in Karlsruhe eine Filiale seines Geschäftes zu gründen beabsichtige, aber keinen andern geeigneten Platz als eben mein Grundstück finde. Der Karlsruher Magistrat fragte mich nun an, ob ich, um dieser Stadt zu der wichtigen Industrie zu verhelfen, mein Landgut um den angegebenen niedrigen Preis verkaufen wolle. Ich bejahte dies, und bald erhob sich hinter meinem ehemaligen Wohnhaus vor dem Ettlingertor die grosse Christoffle-Fabrik, welche nun seit drei Jahrzehnten vielen Hunderten von Arbeitern guten Verdienst gibt.

In Basel war während der ersten Jahre mein unmittelbarer Chef der mit der Oberleitung des Baues der Schweizerischen Zentralbahn betraute württembergische Oberbaurat von Etzel, der mich bei Kessler in Karlsruhe kennengelernt hatte, und auf dessen Empfehlung hin ich auch angestellt worden war. Herr von Etzel, ein sehr bedeutender Mann, war mit den ausgedehntesten Vollmachten ausgerüstet, und ich hatte das Missgeschick, mit dem bei der Zentralbahn allmächtigen Manne sofort in einen sehr unangenehmen Konflikt zu geraten. Etzel hatte nämlich die sämtlichen Lokomotiven schon bestellt, und zwar alle vierundfünfzig nach dem gleichen Modell und System, was bei den so ungleichen Terrainverhältnissen, wie wir sie in der Schweiz haben, ganz verkehrt war. Ich erlaubte mir, dies Herrn von Etzel vorzustellen, indem ich ihm zu beweisen versuchte, dass wir für die Ebene leichte Maschinen, für die Steigungen mittlere und ganz schwere haben müssten. Mit dieser, nach meiner Ansicht in meiner Pflicht liegenden Vorstellung kam ich aber sehr übel an; Herr von Etzel erklärte mir, es sei eigentlich beabsichtigt gewesen, mich auch zum Maschinenmeister der neuen Bahn zu machen, wenn ich aber mit den von ihm bestellten Maschinen nicht fahren könne, so werde er einen andern Maschinenmeister anstellen. In der Tat geschah dies denn auch, es wurde ein anderer, ebenfalls aus Basel gebürtiger Techniker, ein theoretisch ausserordentlich gebildeter junger Mann, mit diesem Amte betraut. Ich blieb dazu bestimmt, die Leitung der in Olten zu errichtenden Hauptwerkstätte der Schweizerischen Zentralbahn zu übernehmen. Bis jedoch die Oltener Werkstätte errichtet war, musste ich mich anderweitig verwenden.

lassen, teils zu technischen Bureauarbeiten im Spieshof (dem Gebäude der Zentralverwaltung), teils zu Reisen.

Zunächst wurde ich nach England geschickt, um die dort bestellten Schienen für die Zentralbahn und die Vereinigten Schweizer Bahnen zu übernehmen. Mein Aufenthalt dauerte vier Monate, und da kam mir nun das zwölf Jahre vorher in Karlsruhe erlernte Englisch trefflich zu-statten. Ueberhaupt war ich für diese Gelegenheit, meine beruflichen Kenntnisse in England selbst, dem für die Entwicklung des gesamten modernen Maschinenwesens tonangebenden Lande, erweitern zu können, sehr dankbar und ich benützte diese Gelegenheit auch nach Kräften. Ausserdem knüpfte ich eine ganze Reihe von wichtigen Verbindungen mit bedeutenden Technikern und Eisenbahnfach-männern an.

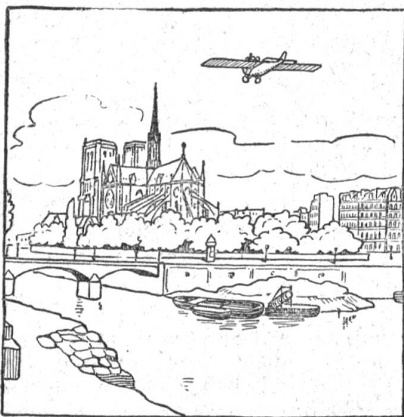
Bald nach meiner Rückkehr aus England wurde ich von der Direktion der Zentralbahn nach Oesterreich gesandt, um den Probefahrten der Semmeringbahn beizuwohnen, deren Erfahrungen man bei uns für den Hauenstein ver-werten wollte. Mit Staunen sah ich dort die Lokomotive grosse Steigungen und enge Kurven siegreich überwinden. Es konkurrierten bei diesen Probefahrten zweierlei Ma-schinen, die belgischen von Kockerill und die deutschen meines ehemaligen Chefs Kessler. Obgleich die Lokomotiven des letzteren weit besser, sorgfältiger und exakter gearbeitet waren, blieben sie doch bei den ersten Fahrten hinter den belgischen ziemlich weit zurück, was natürlich für Kessler im höchsten Grade fatal war, und ich selbst, als sein ehe-maliger Adjutant, fühlte mich durch diese Niederlage meines Chefs ebenfalls höchst unangenehm berührt.

(Fortsetzung folgt)

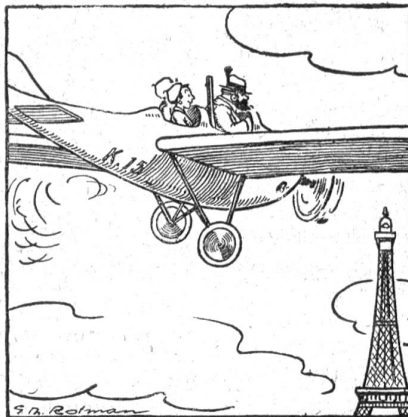
Kapitän Klackebusch auf der Löwenjagd

VON G. T. H. ROTMAN
(NACHDRUCK VERBOTEN)

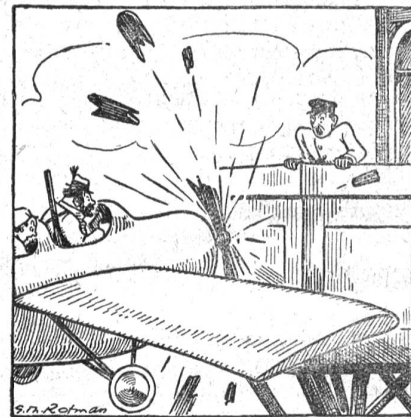
(4. Fortsetzung)



25. «Wohlan, Uebung wird auch hier den Meister machen müssen!» sagte der Kapitän. Er kaufte eine Flugmaschine, und einige Tage später ging er mit seinen beiden Neffen auf die Reise. Sie schnurten über Belgien und den Norden Frankreichs, bis sie sich in Paris befanden. «Guck, da druten, auf jener Insel, das ist die Liebfrauenkirche!» sagte der Kapitän.



26. «Diese Insel ist der älteste Teil der Stadt!» fuhr der Kapitän fort. «Aber jetzt wollen wir zuerst zum Eiffelturm fliegen; es gibt dort einen Rundfunksender, und ich werde fragen, ob man der Tante Ophelia unsere gute Ankunft melden will, damit die gute Frau unbesorgt sein kann!»



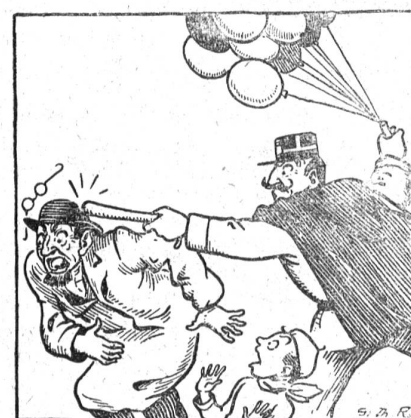
27. Der Kapitän lenkte also das Flugzeug nach der Spitze des Eiffelturms. Aber er flog unglücklicherweise gegen die Brustwehr der obersten Plattform, so dass die ganze Propellerschraube sich an dem harten Eisen zerschmettete.



28. Das Flugzeug flog nun schräg nach unten und landete nach einigen Minuten gerade auf der Spitze des grossen Obelisken, der sich auf einem der grössten Plätze der Stadt befindet. «Dieser Obelisk wurde im Jahre 1836 aus Aegypten hierhergebracht», erklärte der Kapitän, der auch unter den schwierigsten Umständen seinen Sinn für die Wissenschaft nicht verlor.



29. Ohne Zweifel war es sehr interessant, die Herkunft des Denkmals kennenzulernen, aber weit interessanter wäre es, zu wissen, wie man hier hinabkommen sollte! Die stets weiter anwachsende Volksmenge drunten wusste es auch nicht. Bis auf einmal ein Polizist einen guten Einfall bekam. Er hatte nämlich einen Ballonverkäufer entdeckt...



30. «Geben Sie die Ballons her!» gebot er, und zugleich entriss er ihm schon den ganzen Vorrat. «Zahlen!» schrie der Verkäufer. «Fass an!» erwiderte der Polizist, indem er dem armen Mann eines herunterhaute, dass ihm Hören und Sehen verging, «da haben Sie Vorschuss! Den Rest können Sie sich auf dem Rathaus holen!»